

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 30 (1902)
Heft: 14

Artikel: Der Appenzeller Witz : eine Studie aus dem Volksleben
Autor: Tobler, Alfred
Vorwort: "Der Appenzeller-Witz..."
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-263968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Alfred Tobler sorgte das Appenzellerischen 51. und
52. Jahr 1924 unter 1925 v. Oscar Kütt.

Der Appenzeller Witz.
Eine Studie aus dem Volksleben.
Von Alfred Tobler.

Der Appenzeller-Witz ist im Schweizerlande so sprichwörtlich geworden, daß man einen jeden Appenzeller ohne weiteres als einen geborenen Witzbold betrachtet.

Das ist richtig: die Lebensauffassung des Appenzellers ist im ganzen eine fröhliche, die Sorgen und Mühen des alltäglichen Lebens benehmen ihm die Daseinsfreude nicht. Mitzumachen, mitzulachen und mitzufingen, das steckt eigentlich jedem Jeden im Blute. Dazu kommt eine ausgesprochene geistige Aufgewecktheit. Diese beiden Eigenarten bilden den richtigen Nährboden für den Witz: ernste, traurige und dumme Leute sind unfähig witzig zu sein und Witze zu ertragen. Glückliche Naturanlagen haben demnach unserem Volke die Gabe des Witzes verliehen. Aber es hat doch damit so eine eigene Bewandtnis, da es vor allem darauf ankommt, was man unter Witz versteht.

Der Appenzellerwitz ist eigentlich so alt, wie die Freiheit des Landes; denn gerade aus jener Zeit, in der Appenzell sich aus äbtischer Untertänigkeit zur Selbständigkeit emporrang, sind uns die ersten Witze überliefert.

Am Schloß Schwende ging häufig ein Knabe, der Sohn eines Bäckers, vorüber, um Molkken in der Alpe zu holen. Einst fragte ihn der Schloßherr, was Vater und Mutter machen? „De Vatter bacht vorggezes Brod, und d' Muetter macht böös off böös!“ Der Edelmann, die Erläuterung dieser rätselhaften Rede begehrend, vernahm, daß der Vater das Mehl, welches er verbacken, noch nicht bezahlt habe, und die Mutter mit alten Lappen ein zerrissenenes Kleidungsstück ausbessere. Auf die Frage, warum sie dieses tun, antwortete der Knabe: „Eba

voromm, daß-d-öös 's Göld alls nehscht", worauf ihm der Edelmann drohte, die Hunde gegen ihn anzuheben. Der Knabe erzählte zu Hause den Vorfall und der Vater riet ihm, künftig das Milchfaß mit dem Deckel abwärts zu tragen und eine Käze in dasselbe zu sperren. Als der Knabe, so gerüstet, wieder beim Schlosse vorbeikam, fragte ihn der Edelmann: „Nun, du Wiznase, kannst du mir sagen, ob eine Elster mehr weiße oder schwarze Federn habe?“ «Meh schwätz!» „Warum?“ «Will halt de Lööfl meh mit-de Zwingherre z'schaffid hed, as d' Engel!»¹⁾.

Schlagfertig, geistesgegenwärtig, rücksichtslos und verlebend: so tritt uns vor 500 Jahren der erste appenzellische Wizling, leider ohne Namen, entgegen.

In dem Rechnungsbuche des Secklers Hug von Herisau (1405—1407) findet sich unter den Ausgaben ein Posten von $3\frac{1}{2}$ Pfund Pfenninge, mit der wertvollen Bemerkung: „enphieng der wizig Tanner“²⁾. Dieser Mann, von Beruf ein Viehhändler, zeichnete sich demnach in besonderem Maße durch seinen Wiz aus, über dessen Natur wir leider kein Urteil besitzen.

Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen, dem „bschissnen Uoli“, wie sie ihn hießen, in Konflikt gerieten, sagte ihm einmal Einer ins Gesicht: „Ei, Du bschizt mich nit, man kent Dich wol!“ Der Abt meinte: «Aber gedenkend minen darbi, es wird etwan einer nahen komen, für den ir mich wunstend,» worauf er die Abfertigung erhielt: „Solte dan ain böserer komen, dan Du bist, so müeßt es der tüfel ger sin“³⁾.

¹⁾ J. Merz, Das Schloß Rachenstein. 1836. Appenzellisches Monatssblatt. 1825. S. 170. Johann Caspar Zellweger, Geschichte des appenzellischen Volkes. 1830. I. S. 329.

²⁾ Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Ratschreiber Jakob Schwarzenbach-Schmid, V. D. M. Hugs Rechnungsbuch befindet sich im Archiv der Stadt St. Gallen. Bücherarchiv Nr. 297.

³⁾ Aus Badian zitiert von Howard Eugster im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte XXIII (1898), S. 103, Anmerkung.

Dies sind die ältesten Nachrichten über den *Witz*; er wird immer mehr gepflegt worden sein, so daß er bereits im 18. Jahrhundert als eine Art Nationaleigenart der Appenzeller betrachtet wurde.

Gabriel Walser (1740) deutete als der Erste mit folgenden Worten auf den *Witz* seiner Landsleute hin: „Brauchen eine ganz eigene Maxime, daß sie sich vielmehr mit Fleiß alber oder einfältig stellen, um andere hierdurch zu sondiren oder zu agiren.“

Konrad Fäsi (1766) beurteilt die Appenzeller folgendermaßen: „Der Appenzeller Freimütigkeit und ihr *Witz* macht sie bisweilen ihren Nachbarn, welche ihnen an diesen Gaben nicht gleichkommen, verhaft; man gibt sie für grob, beißend und ungesittet aus, das sie doch nicht sind. Läßt man sie so etwas außer ihrer Heimat merken, so stellen sie sich noch einfältiger; sie bezahlen aber ihren Verächter ganz fein. Es ist ihre Gewohnheit, solche zu duzen, von denen sie zum voraus wissen, daß sie bey ihnen nicht wohl gelitten sind; nur um ihrem *Witz* desto freier die Bahn zu eröffnen.“

Ramond (1783), der französische Ueberseizer von Coxe Reise durch die Schweiz, bemerkt in den Zusätzen über Appenzell: „Die Appenzeller sind ganz einfach, aufgeräumt und dabei arbeitsam; sie bezaubern durch das Sanste ihrer Sitten und interessiren vermittelst ihres anmutigen *Witzes*. Die ganze Schweiz ist voll von den launigen Einfällen, die ihnen haufenweise entrinnen, deren einige durch ihre Lebhaftigkeit stachlicht, andere durch das ihnen eigene Naive auszeichnend werden.“

Johann Michael Aßprung war so überrascht von dem temperamentvollen und schlagfertigen Wesen der Appenzeller, daß er im Jahre 1784 auf die Zweckmäßigkeit einer Sammlung der Appenzeller-*Witze* aufmerksam machte. Er schreibt: „Man erzählt eine Menge von den naivsten Einfällen der Appenzeller, die sie, selbst wenn sie gereizt seien, mit so viel kaltem Blute vorbringen, daß man es an den Philosophen

bewundern würde. Wer Jahr und Tag unter diesem liebenswürdigen Volke lebte, könnte eine hübsche Sammlung der witzigsten und geistreichsten Einfälle machen."

Welch' eine ergötzlich hohe Meinung Aßsprung nicht nur von dem appenzellischen, sondern vom Witz überhaupt hat, möge folgende Stelle zeigen. Er schreibt: „den Witz haben die Appenzeller mit allen freien Menschen gemein; ich glaube, daß, wenn alle Umstände gleich sind, das freieste Volk allemal das witzigste sei. Keine Griechen waren so witzig, wie die Athener, und keine so frei, wie sie! Denn solche Leute haben wegen der Teilnehmung an der Regierung einen geübteren Verstand und dann fürchten sie sich nicht, Alles zu sagen, was sie denken. Aus dem letzten Grunde vorzüglich sind auch die Könige witziger als andere Sterbliche; und ich bin überzeugt, der witzigste König würde nicht halb so viel Bonmots gesagt haben, wenn er Minister gewesen wäre.“

Der helvetische Kalender für das Jahr 1784 schreibt von den Appenzellern: „Mit Blitzschnelligkeit besiegt ein Einfall den andern und auf jede Frage folgt sogleich die treffendste Antwort. Die gegenseitige Neckerei ist gleichsam ein Boxen des Witzes.“

In dem Schreiben Friedrich Nicolais über Appenzell vom 12. Dezember 1785 heißt es: „Unbegreiflich ist es manchen Fremden, wie viel Einsicht in politischen Fragen bei manchen Bauern steckt, wie ich es zu meinem Erstaunen einige Mal selbst gesehen habe. Die Leute sitzen Abends nach der verrichteten Arbeit zusammen in der Nachbarschaft. Zu einer Pfeife Tabak reden sie entweder von Freiheit und Vaterland, oder von dessen Geschichten, oder ihre Herren Beamte müssen die Zensur passieren, oder sie belustigen sich mit Bonmots, deswegen die Appenzeller berühmt sind.“

Im helvetischen Kalender vom Jahre 1786 sagt Bernhard Wartmann von unsren Landsleuten: „Von

Natur sind sie rohe, unverwöhnt, vierschrötig, voll Kräfte, so weit der Wein und Coffee, diese schleichenden Gifte, sie nicht schon schwächer gemacht haben. Sie haben biedere Treuherzigkeit und einen solchen natürlichen Wit, der bei wenig Menschen in der Welt angetroffen wird: O! wann nur ihr Geist mehr cultivirt . . . besser geleitet würde.“

Auch dem bekannten Reisenden Meiners (1790) war diese appenzellische Eigenart nicht entgangen. Er schreibt: „Fröhlichkeit und Wit sind den Appenzellern diesseits der Sitter anerboren, und der letztere wird schon von der frühen Jugend an geübt und geschärft. Fast nie ist eine Gesellschaft von Appenzellern beisammen, ohne daß nicht die witzigen Köpfe aufeinander Jagd machen und gleichsam einen Wettkampf des Witzes eingingen, in welchem keiner seinem Widersacher irgend etwas übel nehmen darf. Diese beständigen Gefechte von witzigen Köpfen bringen einen auffallenden Hang zum Lachen und eine Geneigtheit hervor, alles von der lächerlichen Seite anzusehen und besonders solche, die sich an ihnen reiben wollen, durch unerwartete, trockene, aber treffende Repartien niederschlagen. Von dieser Fröhlichkeit und diesem Mutwillen der Appenzeller in den Außer-Rhoden trifft man in denen der Inner-Rhoden keine Spur an. Diese letztern haben vielmehr das Aussehen von düsteren, verschlossenen, argwöhnischen, reizbaren und eben deswegen gefährlichen Menschen, die einen lustigen Einfall leicht anders, als durch einen andern lustigen Einfall erwidern könnten“ ¹⁾).

Aber Meiners hat die Innerrhoder offenbar gar nicht erkannt oder dann jedenfalls nur sehr oberflächlich kennen gelernt. Denn bekanntlich treibt ja der Wit gerade von jeher

¹⁾ Ebenso Professor Stuve in dessen Bemerkungen über Meiners Schilderung. 1791. Siehe: Joh. Gottfried Ebel, Schilderung der Bergsvölker der Schweiz. 1798. Erster Teil. S. 428.

in Innerrhoden die üppigsten und zugleich saftigsten Blüten: „s ischt halt wider emool Ann vo öös use“ — heißt es allemal.

Gerh. Phil. Heinrich Norrmann (1796) schreibt unter Anderm: „Appenzell Außerrhoden wird von den übrigen Eidgenossen als der Wohnsitz des Witzes und der frohesten Laune angesehen. Als allgemein auszeichnende Eigenheiten bemerkt man vorzüglich heitere Laune und vielen Wit. Der Wit der Appenzeller ist schnell und treffend, oft auch stechend. Ihre Sitten sind bei einem eigentümlichen Frohsinn der alten Schweizer einfalt sehr treu geblieben. Sie gefallen eben so sehr durch diese, wie sie durch ihren Wit unterhalten. Die ganze Schweiz erzählt von den launigen Antworten und Bemerkungen der Appenzeller, woran sie so reich sind, die oft stechen, aber dennoch durch das Ungekünstelte anziehen. Jährlich werden daher von den angesehensten Männern der benachbarten Kantone Wallfahrten in's Appenzellerland gemacht, um einige Zeit in dem schönen, glücklichen und künstreichen Lande unter dem einfachen, muntern und geistreichen Volke zuzubringen.“

Ein auffallender Unterschied zeigt sich indeß in der Lebensweise zwischen den äußern und innern Rhoden. Der Wohlstand ist in letztern weit geringer, die Lebensart weit einfacher und dem Erwerb oder dem Hirtenleben gleich . . . Indes bemerkt man auch hier den eigentümlichen Charakter des Appenzellers, muntere Laune, Wit, einen hellen Kopf, große Freimüttigkeit und Freiheitsliebe. . . . Manche Fehler in der Verfassung oder Ausartungen des Witzes, der Munterkeit oder Neigung zum bequemen Leben und besseren Genüßmitteln, die auch hier bei einzelnen Einwohnern zuweilen bemerkt werden, sind in einigen neuern Schriften zu schwarz geschildert und mit Unrecht für herrschende Sitte oder Fehler des größern Teils erklärt.“

Joh. Gottfried Ebel (1798) wurde der Panegyriker Appenzells, der mit seinem Lobe geradezu verschwenderisch war. Was er hingegen von den witzigen Appenzellern schreibt,

beruht auf eigener, richtiger Beobachtung. Er berichtet: „Die Appenzeller sind allgemein ein Stolz der Schweizer. Ueberall spricht man mit eignem Wohlgefallen von diesem Witz, Verstand und kraftvollem Bergvolke und rühmt sie dem reisenden Fremden als eines der interessantesten Völker der ganzen Eidgenossenschaft. . . . Die bösen Nachreden fließen zum Teil aus dem Reide mancher Nachbarn . . . , zum Teil aus der Schärfe des Appenzellerwitzes, der gewöhnlich Jeden, welcher über sie spotten will, oder ihnen zu nahe tritt, Wunden schlägt . . . und zum Teil vielleicht aus anderen trüben Quellen, welche ich nicht untersuchen mag . . . Der Appenzeller ist lebhafter, muntrer, scherhafter, witziger und geistreicher als alle seine Nachbarn. . . . Wo man einen Haufen zusammenstehen oder sitzen sieht, da wird gescherzt und gelacht; selten wandern sie voreinander vorüber, ohne daß einige miteinander spassen, sich necken oder katzbalgen. Schnell im Erwidern, sind ihre Scherze — nie beleidigend und beißend. Merken sie aber, daß andere sie zum besten haben wollen, so sind ihre Antworten gewöhnlich scharf und derb, welches sie bei ihren Nachbarn in den Ruf grober Leute gesetzt hat. Außer ihrem Lande stellen sie sich da, wo sie wissen, daß man sie nicht gerue sieht, einfältig und dummi. Wenn ihre Gegner dadurch dreist gemacht, ihren Spöttereien freien Lauf lassen, und sich schon an ihrem Triumph feiern, so ergreift der schlaue Appenzeller plötzlich die scharfe Waffe seines Witzes und vernichtet seinen Feind, indem er ihn zum Gelächter der ganzen Gesellschaft macht. Gewöhnlich duzen sie dann den Angreifer, welches ihren Wendungen und Ausdrücken mehr Originalität und Kraft zu geben scheint.“

Diese Urteile dürften genügen. Es läßt sich leicht erkennen, daß die Neußerungen der Spätern durch diejenigen der Früheren wesentlich beeinflußt worden sind, daß also auch hier, wie andernwärts in der historischen Ueberlieferung, Einer dem Anderen gläubig und ohne die Quelle zu nennen, abgeschrieben hat.

Wenn so die Form der Ueberlieferung zur Vorsicht mahnt, so ist an der Richtigkeit der Tatsache doch nicht zu rütteln. Wir Appenzeller wissen das selber. Aber grundfalsch wäre es, in einem jeden Appenzeller einen schlagfertigen, witzigen Menschen zu suchen, als ob der Appenzeller das Witzvermögen gepachtet hätte. Ist aber der Appenzeller einmal mit Witz begabt, so zeigt sich eine ungewöhnliche und mit Recht berühmte Schlagfertigkeit schon in frühester Jugend, wie das auch Meiners betonte.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts findet der Appenzellerwitz literarische Verwertung. Der Appenzellerkalender von 1773 und 1775 brachte die ersten derartigen Dinger, aber in hochdeutscher Sprache, zudem wird der Inhalt der Witze in fremde Länder und Städte verlegt. Seit 1805 erscheinen sie unter dem noch jetzt gebräuchlichen Titel: „Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.“ Die ersten Dialektwitze — abgesehen von einem verfehlten Versuche Ebels — weist der Kalender des Jahres 1830 auf. Aßsprung (1784) und Ebel (1798) nahmen ebenfalls einige Witze in ihre Werke auf, in ausgiebigem Maße geschah die Sammlung und Veröffentlichung aber erst seit 1829 und sie knüpft sich an die Namen Pfarrer Joh. Ulrich Walser¹⁾, Statthalter J. Meyer²⁾, Pfarrer Adrian Scheuß³⁾, Dr. Gabriel Rüsch⁴⁾ und Dr. Titus Tobler⁵⁾. Durch die Genannten ist dann auch der Dialekt zu Ehren gekommen, der am besten und zuverlässigsten von Titus Tobler gehandhabt wurde.

Neben den vielen und unzweifelhaft ächten Appenzellerwitzen gibt es wieder andere, deren appenzellischer Ursprung

¹⁾ Appenzeller-Einfälle. 1829.

²⁾ Appenzellisches Monatsblatt 1825—1833.

³⁾ Appenzellisches Volksblatt 1831—1833.

⁴⁾ Der Kanton Appenzell. 1835.

⁵⁾ Appenzellischer Sprachschatz. 1837. Zu bedauern ist, daß die handschriftlichen „Appenzeller-Anekdoten“ von J. C. Meier (1824) verloren gegangen sind.

nicht mit Sicherheit zu erkennen ist. Es hält deshalb oft schwer, einen importirten *Wiß* von einem appenzellischen zu unterscheiden. *Wiße* sind eben auch Allgemeingut, die vor Zeiten schon, namentlich aber heutzutage in die Zeitungen, Sammlungen und Kalender der ganzen Welt wandern. Aber auch die ächten verfielen dem Losse aller Traditionen; d. h. sie erlitten Veränderungen und wurden als neuestes Produkt der Lesewelt vorgeführt. So läßt sich mit Leichtigkeit erkennen, wie *Wiße*, die Ebel oder der Appenzellerkalender vor 100 Jahren überlieferten, ihr äußeres Gewand abstreiften und in neumodischem Kleide mit der alten Pointe wieder erscheinen.

Der *Volkswiß* ist eben seinem Wesen nach unerschöpflich, erneuert sich von Tag zu Tag, und wird einmal ein Guter, ein Treffer gemacht, so wandert er von Mund zu Mund, von Gemeinde zu Gemeinde und weit darüber hinaus und erhält sich von Generation zu Generation.

Daß über ein Dutzend solcher Treffer aus dem Ende des 18. und aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts unverfälscht auf uns gekommen sind und zum Teil noch im Volke fortleben, verdanken wir namentlich unserem Dialektdichter J. Merz (1776—1840¹) von Herisau, sowie dem St. Galler Dialektdichter Arnold Halder (1812—1888²).

¹⁾ *Bestrafter Kirschenraub.* — *Der rechte Weg.* — *Die unruhige Woche.* — *Gegenseitige Duldung.* — *Das Krebsen.* — *Schwierigkeit des Schweißes.* — *Der Soldat.* — *Der Mann, der alles kann.* — *Die Stockfische.* — *Die Milchkuh.* — *Das Geschenk.* — *Woher kommt der Krieg?* — *Die Zweifler.* — *Die Kirchgänger.* — *Die Zechschuld.* — *Die schlimmen Straßen.* — *Auf und nieder.* — *Zweideutige Unschuld.* — *Zwei Aufgaben.* — *Vergleichung.* — *Die großen und die kleinen Narren.* — *Die neue Sitterbrücke.* — *Der Junker und die Appenzellerkühe.* — *Warum wird die Welt immer schlimmer?*

²⁾ *D'Choldera.* — *Die verzörnte Innerröhödler.* — *D'Feeschterschübe.* — *Der hälig Christoffel, oder der Innerröhödler und der St. Galler Goldschmied.* — *Der St. Galler Geistliche und der Innerröhödler.* — *Der Bischof und der Innerröhödler Junge.* — *Der Innerröhödler und der St. Galler.* — *Der St. Galler Herr und der Innerröhödler Bettler.* — *Abgetrumpft.* — *Gute Meinung.* — *Kindes Leid.* — *Der St. Galler Wirt und der Innerröhödler Stallknecht.* (Appenzeller Kalender 1886).

Eine heute leider versiegte Witfundgrube waren nach Mitteilungen unserer Gewährsmänner Gabriel Rüsch und Titus Tobler die sogenannten „Naragmäände“, d. h. Narrengemeinden.

Die Narrenräte waren eine eigene Art von Belustigungen, die gemeinlich am Tage nach einer Landsgemeinde auf freiem Felde, z. B. namentlich auf dem Falkenhorst in Wald stattfanden¹⁾ und eine Nachahmung des Landrates vorstellten. Der Narrenrat war das Zerrbild eines nachgeäfften Rates, der Rat in Krähwinkel, eine wahre Krähwinkelade. Die richterliche Behörde wurde ordentlich von den Landammännern, Statthaltern u. s. f. bestellt. Die sonderbarsten Dinge wurden in diesem Rat vorgetragen und entschieden. Der possierliche Rat war eine wahre Fundgrube von Schwänken; alter appenzellischer Wit wurde in Masse zusammengehäuft und neuer üppig geschaffen. Der in Rede stehende Rat gehörte vormals in Aufzerrhoden unter die verbotenen Dinge, in den Dreißiger Jahren nicht mehr. Wenn die Weiber die Männer ehemals wegen der Narrengemeinde plagten, sagte man: „Naregmäand ischt 's ganz Jahr, Naregmäand gad en Tag!“ d. h. Narrentag hat man das ganze Jahr, aber nur einen Narrentag. Von obiger Sitte tragen die nach der Landsgemeinde heutzutage noch gebräuchlichen Uebungen der Feuerwehrmannschaften in allen Dörfern des Kantons den Namen „Naregmäand“. Eine Fundgrube von Witz sind immer noch die Auktionen, „Ganten“, an denen man gelegentlich die erbaulichsten Sachen zu hören bekommen kann.

Was versteht man nun also unter dem Witze?

Der Witze gehört zum Romischen, in welchem die Willkür, das Verkehrte, die menschliche Schwäche, das Dumme, die Bagatelle, das Groteske herrscht²⁾.

¹⁾ Gabriel Rüsch, Der Kanton Appenzell. S. 110. Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. S. 329.

²⁾ Friedrich Theodor Vischer, Das Schöne in der Kunst. Stuttgart. 1898.

Wenn der hl. Augustin in seinen Konfessionen gesteht, daß er als liederlicher Student gebetet habe: „Vater, befreie mich aus diesem Schlamm von Sünden, aber nur nicht so schnell“, oder, wenn einmal Missionäre 300 Neger zur Abschürzung der Arbeit mit der Feuerspritze tauften, so wirkt das drollig und reizt zum Lachen. Es kommt dies daher, weil zwei an sich grundverschiedene Vorstellungen in einen Schein von Einheit verbunden werden. Augustins Bedingung hebt ja vollständig den Zweck des Gebetes auf und die Feuerspritzen-Massentaufe steht mit der Heiligkeit des Vorganges in totalem Widerspruch. Darin besteht der Witz, daß er blitzartig zusammenwirkt, was nicht zusammen gehört oder Dinge miteinander vergleicht, die eigentlich nicht miteinander in Beziehung gebracht werden können. Wenn Einer flagte, daß er auf einer Bergreise ein Paar Hosenstege aufgerieben habe, und erhält er die Antwort: Nicht unisonst sagt Schiller: „es donnern die Höhen, es zittert der Steg“, oder, wenn Gottfried Keller im Fähnlein der sieben Aufrechten vom Zapfenstreich der biederen Trompeter spricht, „der wie ein schartiges Rastermesser die laue Luft durchschnitt“, so sind das treffliche Wiße, um so trefflicher, als ihnen jede satyrische Absicht abgeht.

Der Witzige erlaubt sich Alles. Er macht sich über Alles lustig, zieht Alles in seine Wiße hinein, nur sich selbst in der Regel nicht.

Anders der Humorist. Er macht nicht bloß Wiße, er erkennt und belächelt die Schwächen und Torheiten nicht nur der Anderen, sondern auch seiner eigenen Person. Es ist in ihm etwas Tieferes, etwas Philosophisches.

Die Kehrseite des Humors zeigt sich in den Neuerungen der unfreiwilligen Komik. Mit dieser Komik macht sich einer aus Naivität oder im Affekte zum Gegenstand des Gelächters, sodaß alsdann weniger die Sache selbst belacht, als der Erzähler ausgelacht wird. So wirken denn eben diese Allerwelts-Einfälle, namentlich aus Kindesmund, besonders drollig.

Wie steht es nun mit dem Appenzeller-Witz? Vor allem muß eingestanden werden, daß humoristische Appenzeller Ausnahmen sind. Unter Humor versteht der Appenzeller nichts als Stimmung oder Laune und so wie diese wechselt, verändert sich bei dem Appenzeller auch der Humor. „Geschter ha-n-i en gottlos schlechte Homor gkaa, aber hütt ha-n-i desör wider en malionisch quette.“

So verleiht gerade der tiefe, wahre Humor unsererem ungeschliffenen Volksdichter Hans Konrad Tröck (1811—1897) einen eigenartigen Reiz. Wer sich so über sich selbst und seine bescheidenen Verhältnisse lustig machen kann, wie er es tut, der steht hocherhaben über dem gewöhnlichen Witzmacher da.

Der Appenzeller ist in der Regel nur Witzmacher, Witzbold, Spaßvogel, oder, wie man auch sagt, „ein Witzvetter“, von dem es heißt: „Der cha glych an Spröch (d. h. Wize) mache!“ Und auch dies nur nach einer bestimmten Richtung hin. Wer zweideutige Ausspielungen, sogenannte Boten, als Witz betrachtet, der findet für seine bescheidenen, aber zweifelhaften Ansprüche im Appenzellerlande allerdings eine fette Weide. Berliner Klangwize kennt der Appenzeller eigentlich nicht, oder dann sind sie unabsichtlich entstanden. Wenn der Kapuziner von Wallenstein spricht: „Der uns allen ein Stein ist des Austoßes“ — so kann man mit Seelenruhe einen Eid darauf leisten, daß dessen Wiege nicht im Appenzell stand. Wenn ein Berliner eine Antigone-Aufführung mit den Worten kritisiert: „Antik? — o ne!“ oder wenn Heine von einem „Millionär“ sprach, mit dem man ganz „famillionär“ verkehren konnte, so beweist dies nur, daß Berlin nicht in Appenzell liegt und Heine nicht unser Landsmann ist. Ich selber vernahm keinen appenzellischen Klangwitz, und so wird er wohl zu den Seltenheiten gehören¹⁾.

¹⁾ Titus Tobler zitiert im Appenzellischen Sprachschatz einen einzigen Klangwitz auf S. 79.

Ein Anderes dagegen ist es mit dem Wortspiel, d. h. Spiel mit Worten, aber nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Spiel mit dem Doppelsinn, mit der verschiedenen Bedeutung der gleichlautenden Worte, die gegeneinander ausgespielt werden. Als dann liegt der Witz in der Doppeldeutigkeit ein und desselben Wortes. Dies ist z. B. bei den vielen harmlosen „Thurgauer-Witzen“ der Fall mit dem Doppelsinn der Worte „nehmen“ und „fehlen“. Ein vorbildliches Beispiel einer solchen Art von Witz erzählt uns Börne: „Als Phythagoras seinen mathematischen Lehrsatz gefunden hatte, opferte er eine Hekatombe (hundert Ochsen); seitdem zittert jeder Ochse, so oft eine Wahrheit gefunden wird.“ Oder ein Anderer: „Es wurden deutsche Tierärzte nach Italien geschickt, weil eine päpstliche Bulle ausgebrochen sei.“ So etwas versteht der Appenzeller und mit Witzen dieser Art wartet er besonders gerne auf.

Das Wortspiel wird gerne zur Giftelei, zur „Spezlete“, eine spezifisch appenzellische Eigentümlichkeit von oft unruhigem Werte. Um Sticheleien von sich abzuweisen, wird gesagt: „I bruiche kä Spez (Spitzen von Stickereien und zugleich Sticheleien), i ha Schnüer im Sack“. Es gibt zwar auch unter guten Freunden und Bekannten eine zunächst harmlos gemeinte Art zu gifteln, der man wohl eine Zeit lang zuhören kann, wiewohl nie ohne ein gewisses Missbehagen; denn unversehens ist der Teufel los. „Chomm Baartli, seläwiä, mer wend no e chli chögle mitenand ond denand e Bezli in Tolder uni trybe! Me weered au no näbes tööre säge zonenand!“

Aber das Giftern, Sticheln und Spizeln artet gerne in das Bösartige aus und dann kommt die niedere Leidenschaftlichkeit zu intensivem und häßlichem Ausdrucke. Von einem solchen Gifteufel heißt es: „er ischt en Gifthond ond en Gifthschnäzer, e Gifthschnäzerli, wo-n-e d' Huut aariüert“, oder: „er ischt e giftis Giftfögli; me mues-e gad aaluege, 's Gif sprüzt gad oß-'m usi!“ Man sagt von diesem Plagegeist:

„Er hed=eni Tokeb doch wider en Spez ggee! Er hed=e doch wider emool pplooget ond=’m nööch draa zuei gschwäkt“, oder „der schwäkt=’m nööch zuei“, „der hed=’m gaanz dromm omme gschwäkt“, „er hed=’m guett zuei bbecket.“ Dies bössartige Giften gilt als geslliessentliche Beleidigung und Herausforderung. Nur dann hat es eine gewisse Berechtigung, wenn z. B. ein aufdringlicher, naseweiser oder angeheiterter Nichtsnutz den friedlichen Ton einer Gesellschaft zu trüben sucht, ja sogar die perfide Absicht hat, einen ruhigen Bürger mit seinem Giften zu unvorsichtigen Neuerungen oder gar Täglichkeiten zu provozieren, um daraus seinen Nutzen zu ziehen. So trieb es z. B. einmal einer, der schon verschiedene Male abgestraft und zuletzt im Buchthause gewesen war, dem aber der Angegiftele das Giftenmaul in folgender Weise schloß: „I wääß scho, was Du witt! Du hescbt gern Stryt! Du määnscht, i sött zue=d’r säge, Du seisscht scho im Zochthuus gsee ond seisscht fös en schlechte Chog, das=t’=mi denn chömtischt dromm neh ond e paar Fööfbyber verlange! Aber seb bringscht nüd here, das=i seb zo=d’r säg. Wöörsch nüd globe! Du hescbt doo zwyl Züüg!“ (Unrechtes auf dem Gewissen haben).

Der Tröler endlich wechselt die gefallenen Worte und schiebt ihnen durch Verdrehung einen ganz anderen Sinn unter. Daz in berechnender Weise der Doppelsinn benutzt werden kann zum Uebervorteilen, liegt auf der Hand. Dann aber hört der Witz auf und beginnt die Schlechtigkeit.

Ein vergessener appenzellischer Lyriker, Joh. Konr. Nämny¹⁾ sagt in einem Sinspruche:

„Was ist der Witz?
Ein Pfeilchen, spitz
Und etwas Balsam dran,
Damit es gleich die Wunden heilen kann“.

¹⁾ Geboren 1783 in Herisau. Er war Fachlehrer und Ehrenbürger von Frankfurt a. M. Gedichte 1833. S. 136. Appenzellisches Monatssblatt 1847. S. 43 ff.

Dieser Spruch eines Appenzellers trifft auf den Witz seiner Landsleute ganz und gar nicht zu. In den meisten Fällen gleicht der Appenzeller-Witz eher einer Hellebarde oder Keule und dem Verletzten wird nur selten Samariterdienst mit linderndem Balsam erwiesen. Schadenfroh lässt man den Verletzten sitzen, stehen oder gehen und sonnt sich obendrein an dessen schmerzvollem Aerger.

Damit haben wir das Charakteristische des witzigen Appenzellers blosgelegt. Sein Witz hat satyrisch-polemischen Zweck, er geht immer auf die Sache oder auf die Person, hat demnach etwas Piquantes, das heißt Hauendes, Stichiges, Angriffiges oder scharf Abfertigendes und setzt in Folge dessen ein Objekt voraus, das den Witz zu ertragen, womöglich zu parieren im Stande ist. Gut, wer das kann; wer das aber nicht kann, wird die Appenzeller als grobe, rücksichtslose Leute betrachten und wird dem Scheffel'schen „Klosterwitz“ zustimmen:

Abbatiscellani, homines pagani,
vani et insani, turgidi villani.
Die bei des Abtes Zellen
Sind heidnische Gesellen,
Grobe, ungescheidte,
Hochmütige Bauersleute.

Gewiß gibt es auch bei uns Appenzellern, wie überall einfältige, auf den Kopf gefallene Tröpfe in größerer Anzahl, als uns lieb ist. Wieder Andere glauben witzig zu sein, wenn sie nichts anderes als unflätig sind; wieder Andere wollen um jeden Preis als witzig gelten, und bringen dann Sachen „ond en Züüg“ an's Tageslicht, das man nur mit mitleidigem Lächeln entgegennehmen kann. „Derege mag=me'sch denn gad suuber ond glatt nüd verträage!“

Wirklich gute, aufgeweckte, treffende Witzlinge gibt es eigentlich nur wenige, und diese sind weitherum bekannt, berühmt und je nach ihrem Charakter wohl auch zuweilen gefürchtet. Wenn so auch der Schalk in vielen steckt, so gehören doch nur wenige zu den Auserlesenen.

Der Appenzeller hört um's Leben gerne Witze machen und erzählen. Gewöhnlich aber sind die Witze-Erzähler immer wieder mit den gleichen Geschichten, ihren Leib-Witzen, zur Hand, wenn man sie etwa mit den gebräuchlichen Worten auffordert: „Seläwiä! Baartli! verzell Du gad au no wädli dini! 's stohd-d'r aña wohl aa! 's chaa-'s nüd menge-n-as quett bringe ond dere Spröch mache das Du! 's mag-de'sch Alls verträägä!“ Alsdann beginnt er etwa so:

„'s ischt-m'r as emool Bueschti Mülis Baschoones Haneßli, wonn-n-r ebe-n-aa 'em Wyb hed folge müese ond i d' Chereche goh. Ond doo, wo-n-e 's Wyb noane gfrooget hei, wie-u-'m jeß de neu Pfarer gfalli, hei-'r zonn-n-ere gsääd: „Guett hed-e'sch gmacht. Demm taar-me'sch rüebig überloo, doo muemm-me nüd allpott gi noiluege.“ Ond denn hed-'r aade-n-e schuulegi Freud gkaa, wenn-'r i simm Töseli e-fo usepfnötteret hed: „Di aarme Lüüt sönd enischt au glych öberaal ploogeti Tüüfl. Nüd emool i-de Hell onne lood-me-n-e Rue. Sü möönd donne 's Holz zueträäge, daß di Rycbe gad aña fuule ond brääte Züügs im Füür inne hocke chönid ond zueluege, wie di Aarme so öbel tue möönd.“

Ond denn isch-m'r as emool 'em sebe Schuellmeischter, wonn-n-r a-de kantonale Lehrerkonferenz z' Hondwyl e-fo i de nünzger Jöhre, wo d' Hondwyler graad im Cherechebau begreffe gsee sönd ond de Torn eerscht esange-n-e paar Meter hööch gsee ischt, im-m-eine Toascht gsääd hed: „Hondwyl sei jeß wörflich di änzig Gmäänd, womm-me vomm-m-eine jet-wedere Ywohner säge chönn: er gsech über de Cherechetonni us!“ Ond 'em glyche Schuellehrer hei-me off-eine Cherch-hoof en schöne Graabstää zääget, der am-m-eine Lehrer oß frei-willige Byträäge errichtet woerde sei ond zue-n-em gsääd: „Chooscht denn au emool e-fo-en Stää über, wenn-t' tod bischt.“ «Jo, 's wääär-m'r lieber, wenn-er-m'r di freiwillige Byträg statt zomm-m-eine Stää — zomm-m-eine Landrechtlege Zedeli verwende woord ond denn 'em Fräuli gee; seb wääär

no schönnier und besser und woör's Wyb und d' Chend und de toot Lehrer meh freue und 's teu-eue wöhler as en schwääre Stää!»

Aber am allerlöschtgschte isch-es aade gsee, wenn-r esauge e=so=e n=eerbesch wackesch Stütüberli gkaa hed und denn desebe alt Stätzger noigmachet hed. Er hed=s vor baar-lunter Lache amm'l fascht nüd usebbroocht. Und denn hed'r Gsichter gschnette dezue, damm=m'r=is alshamme d' Büüch hend häbe möse vor Lache; wenn-r vezöllt hed: „G=g=guette T=T=Tag, H=H=Herr Hoppme! I m=m=mö=möcht . . .“ «Jä, Hannjokeb, i cha euere Stätzgete do nüd ablöse bis zomm Ultjohrsoobet. Machid's gad schreftlig!» „S=S=So! Und Ehr, H=H=Herr H=H=Hoppme, chö=chönid=m=m=mer im F=F=Födle bloose, a=aber m=m=m= müntli!“

Zu einem guten Appenzeller-Witz gehören zwei: ein Objekt und ein Subjekt, der Schütze und das Ziel. Da aber der Appenzeller ein ausgesprochenes geselliges Wesen ist, und ihn seine „Stompersli“, „Stägräfliedli“ und „Todel“ in dann eigentlich von Herzen freuen, wenn ein förmlicher musikalischer Wettkampf entsteht, so bereitet es ihm auch dann erst den höchsten Genuss, wenn durch eine witzige Herausforderung in fröhlicher Gesellschaft ein Witz-Wettkampf herbeigeführt wird, auf den, wie bemerkt, schon Meiners im Jahre 1790 hin gewiesen hat. Da nimmt dann jeder seine beste Kraft zusammen; da wird dann „gföpplet“, „gspeßlet“, „gstichlet“, „uffzoge“, „ggiftlet“, „gfögelet“, auf Personal- und Familien- und Gemeinds-Geschichten angespielt und losgepfeffert, gehauen und oft bis zur Rohheit und Unflätigkeit schonungslos niedergestochen. Die Bonmots und Treffer fliegen unter allgemeinem Gelächter nur so herum, bis endlich alle, von dieser geistigen Boxerei ermüdet, in fröhlichem Lachen und wohl auch Singen den Kampf beschließen. Eine friedlich verlaufende Wettkampf-Episode zu fixiren, ist unmöglich, weil es zu rasch, Schlag auf Schlag zugeht und weil Fernerstehenden das Verständnis für die Personal- und Familien- und Orts-Ausspielungen abgehen.

Gelegentlich wird dem Ein oder Anderen die Sache denn doch zu bunt. Die geistige Boxerei wird zur handgreiflichen und die erhitzten Witzköpfe geraten hintereinander. Dann ist es gründlich aus mit der erwähnten Affsprung'schen Philosophenart der Appenzeller, der Scheffel'sche „Kloster-Witz“ erhält seine Illustration und Fäsi und Ebel würden das von ihnen so rühmend vermisste „Beleidigende“ und „Beißende“ des Appenzeller-Witzes draftisch genug vielleicht an ihren eigenen Köpfen empfunden haben.

Es ist noch nicht lange her, da zog etwa die heißblütige Jungmannschaft einer Gemeinde an Chilbenen, Fahrmarkten, bei Tanzanlässen mit dem Vorsatz in eine andere Gemeinde, ihre Nachbarn zum Kampfe herauszuföppeln und -gifesteln. Dann kamen die wutentbrannten getreuen lieben Landsleute und Bundesgenossen wohl auch hintereinander, daß es zerschlagene Köpfe absetzte und der Richter das letzte Wort sprechen mußte. Bei diesem Föppeln spielte das Anhängen der Gemeinde-Necknamen nicht die kleinste Rolle.

Es haben nämlich alle Gemeinden in Außerrhoden einen Necknamen. Man erzählt¹⁾, daß etwa vor hundert Jahren ein armer, schnäckischer Kurzenberger die Gemeinden so taufte, wie man sie jetzt noch hie und da mit unfeinem Witze und Spotte nennt. Wir besitzen ein zotenhaftes Lied, das in 20 Strophen auf alle Gemeinden anspielt. Es läßt sich erklären, weshalb man die Einwohner des Molkenkurortes Gais „Schottebüüch“ föppte, die von Reute „Pöschelibender“ oder „Kropfli“, welchen Uebernamen übrigens alle Kurzenberger hatten²⁾, die von Speicher (Kornspeicher) „Müüs“, die von Hundwil „Stegli-strecker“ und die von Wolfshalden „Ämesechlupper“. Aber es ist nicht einzusehen, weshalb nun gerade nur die Wolfhalder „Spillsöck“, die von Trogen „Müüs“ oder „Ratza“, die von Grub „Rääbeschwäänz“, die von Oberegg „Strömpfwägeler“

¹⁾ Titus Tobler, a. a. D., S. 71.

²⁾ „ „ „ „ „ S. 117.

heißen sollen, und die von Walzenhausen „Schnitzfresser“ oder „Schnizbuebe“, die von Heiden „Muesmehlspaalter“, die von Rehetobel „Gaaltlig“, die von Wald „Esel“, die von Teufen „Muesli“ und die von meiner Heimatgemeinde Luženberg „Spuel-Esel-Ehožer“ und gar noch „Sautröög“ und endlich die von Wolfhalden „de Teckel druff“. Die ganz gleichen Necknamen und ähnliche sind auch im Schwäbischen gebräuchlich¹⁾. Dort weiß man auf lustige Weise deren Entstehung zu erklären, während sie bei uns zum Teil jeglicher Deutung entbehren.

Ich erwähne noch die Personal-Beinamen und die Spott- oder Spitznamen. Joh. Kaspar Zellweger²⁾ und Titus Tobler³⁾ erwähnen sie. Der erstere schreibt, daß dieselben schon im frühesten Mittelalter nicht nur beim Volke, sondern auch beim Adel Sitte waren. Man bezeichnete Leute mit dem Namen des Schlosses, des Gutes, wo sie wohnten. So entstanden dann manche Geschlechter, z. B. Kämmerli, Kessel, im Slatt, in der Grub, Zellweger, Tobler u. s. w. Die Taufnamen wurden verkürzt und verändert, z. B. Uli statt Ulrich, Toni statt Anton, Badischt statt Sebastian, Sepp statt Joseph, Bartli statt Bartholomäus, Bischge statt Franziska, Sepha statt Josephine u. s. w. Früher kannte man und kennt man noch jetzt namentlich in Innerrhoden die Leute eher an den Beinamen, als an den Geschlechtsnamen. Es gab früher sogar Fälle, wo die Leute ihren eigenen Geschlechtsnamen nicht einmal wußten.

Um jemanden genau zu bezeichnen, begnügte man sich mit dem Taufnamen, dem man noch denjenigen des Vaters, der Mutter oder auch des Großvaters und Urgroßvaters beigab: Föka Ueli = Jakobs Ulrich; Föka Uelis Bueb = der

¹⁾ Birlinger, Alemannia, IX. 102 ff., 108. X. 26.

²⁾ Geschichte des appenzellischen Volkes. Erster Band. Trogen. 1830. S. 551 u. 3, 2. S. 352.

³⁾ Titus Tobler a. a. D. S. 328.

Sohn von Ulrichs Sohn, der Großsohn Jakobs; „Töka Uelis Uelis Bueb = der Sohn Ulrichs, Großsohn Ulrichs und Ur-großsohn Jakobs. Mancher Taufname wurde so später zum Geschlechtsnamen. Das geschah auch mit manchen Spitznamen, z. B. Rucheli, Schwarz, Gut, Muser, Lang, Buchterli, Kupel, Bächeli, Nollpi, Taiggeler, Tapp, Schlemer, Leu, Tämpfler, Guderli u. s. w. Ein sonderbarer Weibernamen, Femeli¹⁾ oder Vibli, findet sich im Urnässcher Taufbuche vom Jahre 1695. Es soll auch nicht ungewöhnlich gewesen sein, daß Knechte, sogar Ausländer, die Geschlechtsnamen ihrer Herren angenommen haben²⁾.

Diese Beinamen³⁾ beziehen sich entweder auf den Wohnort: Brändlis Herechs Barbara, Töbeli Konrads Anna; Käyen Bartlis Meitlis Salomo; Strylanders Kathri; Sommersberg Annamareia Bueb; Stäggele Tryne („Stäggele“, ein kleiner Hügel bei Gais). In der Nähe von Gais liegt die sogenannte „Loch-Mühle“, daher spricht man von: Loch Bertha, Loch Hannjofeb, Loch Maryne. Eine tiefliegende Häusergruppe in Steinleuten, Gemeinde Gais, heißt „Rotloch“, daher die geläufigen Namen: Rotloch Annabaabeli, Rotloch Elsbeth, Rotloch Johanna, Rotloch Hannjofeb, Rotloch Tryne, Rotloch Annaliesabeth u. s. w. Im Stooß bei Gais Wohnende nennt man z. B.: Stooß Baschtiaana Haneßli, Stooß Anamatlee, Stooß Tryne, Stooß Elsbeth u. s. w. In Speicher wohnt unser „Stooß-Chreschte“. Oder die Beinamen weisen hin auf den Stand und Beruf ihres Trägers, z. B. „Landamia Tokebe Tokebes Haneß“; „Schuermääschters Hans Chuerede Alfrid“; „Barbierers Weibs“; „Maurers Jakobs Annelis Babette“; „Schneider Boppes Jakob“; „Zeitmachers

¹⁾ Vielleicht Euphemia.

²⁾ Zellweger a. a. D., S. 353.

³⁾ Zum Teil den Heimatschein-Protokollen in Wolfhalden 1833—1842 entnommen, sowie dem Berichte über die Rechnungen der Gemeindeverwaltung Wolfhalden 1861 und 1862.

Baschtiaanes Jakob“; „Hünglers oder Hungmandlis Johannes“; „Chemifegers Barbara“; „Blattmachersch Emil“; „Lichtmüllers Haneßes Enoch“ u. s. w.

Auf besondere Körperbeschaffenheit weisen folgende Namen: „dicke Jakoblis Buebes Elise“; „Langenschneiders Meitlis Anna“; „Dürrenkorads Ursula“; „Langen Züste Brueders Bueb“; „Rotlußes Elsbeth“ u. s. w.

Auf körperliche Schäden oder Gebrechen beziehen sich: Hasenschärts Ulrich; Feinspröchlers Bueb = Sohn eines mit einer feinen d. h. mit einer hohen Tenor- oder Fistelstimme behafteten; Wellenfueses Bueb = Sohn eines durch einen Stollfuß Entstellten. Auch Züngler und Augler beglücken das Register.

Auffallenden Fertigkeiten und Ungewohnheiten verdanken folgende Namen ihren Ursprung: Zöckler, der an etwas herumreißt = zöckle; Zohlis Haneß = Sohn des bekannten Zohlers = Zodlers; Fasnachtryters Baabeli¹⁾. Einträchtiglich stehen in den erwähnten Wolfhalder Protokollen unmittelbar untereinander verzeichnet: Stoßvogels Tokeb und Suppereßers Anna, und Lehrer Signer²⁾ in Herisau überliefert uns einen „Gäsfäräisch off-de Kopfe“ appetitlichen Angedenkens. Bei uns im Borderlande kennt man einen „Spare-Michel“, der als Mauser von Beruf den Sparren hatte, sich in seinen jeweiligen Heiratsgesuchen in der Zeitung zu nennen und zu unterschreiben: der onderirdisch Revierförster. „Wöögli-Zyt“ wird einer titulirt, der beim Gehen mit dem Kopfe Hin- und Her-Bewegungen machte, die an die Pendel-Bewegungen der alten Waag-Uhren, d. h. eben an ein sogenanntes „Wöögli-Zyt“ erinnern. Einer, Namens Niederer, der in seiner Handlung in aufdringlicher Weise seine Ware feilbot, pflegte zu

¹⁾ Titus Tobler a. a. D. S. 177; der auf einem hölzernen Pferde reitende Fasnachtnarr, Popanz.

²⁾ Verhandlungen der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft. Be hinter Jahrgang. 1842. S. 77.

sagen, wenn man sie nicht gerade kaufen wollte: „macht nütz, ischt versproche.“ Deshalb wurde er gestempelt: „der ver-
sproche Niederer.“ Der Sohn eines Mannes, der seiner Zeit Sonntags in der Kirche die freiwilligen Gaben in einem schwarzen Säcklein an einem langen Stabe einsammelte, heißt heutz-
tage noch: 's Säcklihebers Bueb.“ Endlich kennt das Volk auch noch einen Schellenouder.

Auf negative geistige Veranlagung deutet der Name „Rys-
chaltb“, womit in unzweideutiger Weise darauf hingewiesen wird, daß einer, der im sogenannten Rys wohnte, sein Licht dort habe leuchten lassen. Dann erfreuen wir uns auch eines „Hennevogels“, sowie eines „Tuderri Bruederer“ — „jä! wyt noi hed e Ränn so-e groži Schnore gfaa.“ Ein hagerer, frommer Schreiner avancirte sogar zum „hölzene Heiland“, und endlich will ich diesen Abschnitt mit dem sogenannten „himmlische Bergnüege“ und dem „Firoobet“ schließen. Der Spitzname „'s himmlisch Bergnüege“ weist offenbar auf jene Zeiten zurück, da Joh. Schmidlin's „Singendes und Spielendes Vergnügen reiner Andacht“ ¹⁾ noch im Gebrauche war. Denn unser vorderländisches „himmlisch Bergnüege“ war ein Mann, der bei salbungsvoller Haltung nach Leib und Seele stets mit frommen Sprüchen und Gesangbuchversen geladen und bereit war. Seinen zweiten, nicht unbeträchtlich verschiedenen Über-
namen „Tochter Faust“ dürfte er nach dem Gesagten wohl kaum der Ähnlichkeit mit Götches Titanengestalt verdanken.

Bei- und Spitznamen halten sich merkwürdig lange. So wurde anno 1638 ein gewisser Jos Künzler der erste Meßmer in Walzenhausen. Bis zum Jahre 1741 behielt der nämliche Stamm den Posten und ob schon von da an keiner mehr denselben versah, wurden die Nachkommen (Urgroßkinder des letzten Meßmers) „Mesmeschlüüt“ genannt.

¹⁾ Alfred Tobler, Musikalisches aus Appenzell. Appenzellische Jahrbücher. 1896. S. 52.

An diese Spott- oder Spitznamen hestet sich der Witz mit besonderer Vorliebe an, z. B. das sogenannte „Ryschhalb“, ein Dachdecker, ruft dem unten mit seiner Honigtaase vorbeigehenden sogenannten „Hüngler“ zu: „Wetter wie Hung!“ „'s briuchts‘ aber=au, wenn=me so=e Ryschhalb off=’em Tach obe tröchne will,“ rief der Hüngler hinauf.

In einer Wirtschaft trafen sich der sogenannte „Hennevogel“ und „'s Wööglizyt“. Der Hennevogel verließ auf einige Augenblicke das Lokal. Unterdessen setzte sich 's Wööglizyt an einen andern Tisch. Als der herein kommende Hennevogel 's Wööglizyt nicht mehr bemerkte, fragte er: „Tscht 's Wööglizyt fortggange?“ „Nää,“ antwortete es: „'s ischt gad wädli gi luege, was d' Henne machid.“

„Du Baartli, woromm sääd me Baartlimes. Tokebe Bueb gad: „de Firoobet?“ «Too — Chuered, er sei scho bi siner Muetter de Firoobet gsee, will=r='s letscht vo achtzehn Chende gsee sei ond de Vatter au zletscht an=en teenkt ond för=en gfoorget hei. Ond denn sei=r' öberaal ond zo ale Zyte de Letscht gsee, bñondesch bim Zeeze.» (1846).

In Außerrhoden sind diese Beinamen zwar noch im täglichen Gebrauche, werden aber im amtlichen Verkehre seit vielen Jahrzehnten gemieden¹⁾.

In Innerrhoden dagegen floriren sie immer noch im Privat- wie Amtsverkehre. Da begegnen wir Namen von respektabler bandwurmartiger Länge. In den jüngsten Bekanntmachungen betreffend Bevogtigung stehen daselbst folgende Beinamen: „Schlößlershanestonis“, „Hambischelisbadistefranzes“, „Burgtonisbuebes“, „Inauensepatonis“, „Milpissepuebes“, „Rempflersfranztonis“, „Brendesefß“, „Weesfrenzis“, „Wettmerstonisepf“, „Hüsslerssepuebes“, „Schereggere Bischeli“, „Lehnehhanestonesbuebes“, „Gnazißgnätzisepatonis“, „Batislissepahanestonisbueb“, „Hanestonißsepakarlonißmädel“, „Gängis-

¹⁾ In Wolfhalden seit Oktober 1842.

„karlonisbueb“, „Kluserebatistebueb“, „Riedsenniegazisjöcf“, „Speckstonișepes“ u. s. w.

Auch den Tieren werden Ueber- oder Beinamen gegeben, die ebenfalls einer auffallenden Körperbeschaffenheit oder einer Art des Benehmens oder auch nur so auf Geratewohl hin dem persönlichen Gutedünken entnommen werden. Im alten „Appenzeller-Kühreihen“ vom Jahre 1791 werden genannt: „die Hinked, die Stinked, die Blezet, die Gschegget, die Gflecket, die Bläfset, d' Schwanzeri, Tanzeri, Glinzeri, Blinzeri, d' Lehneri, d' Fehneri, d' Schmalzeri, d' Hasseri, d' Moseri, 's Halböhrli, 's Möhrli, 's Gängli, 's Träuffängli; die eerscht Geel und die Alt, 's Chrommbe, de Großbuch und die Ruch, d' Langbeneri, d' Haglehneri“¹⁾.

Von diesen Namen sind heutzutage nur noch einige wenige im Gebrauche, wohl aber diejenigen, die der Dichter J. Merz uns in dem Gedichte: „der auf die Alp fahrende Senn“ vom Jahre 1827 erhalten hat. Sie heißen: Junker, Walde, Muosle, Läbe, Leu, Freyele, Rolle, Höffertle, Bräthopf, Boher, Brünig, Cheßler, Chorzhals, Spiegel, Wyßhorn, Blicker, Stefel, Bärle, Fisch, Schofer, Wichsele, Blüemle, Hirz, Rize, Gort, Wyßroogg, Fleck, Choller, Dachs, Gemse, Wolf, Wyßnas.

Heutzutage allgemein gebräuchliche Namen für männliche Tiere sind²⁾: Cäsar, Nero, Sultan, Prinz, Hektor, Marx und Moritz, Mauli, Bruno, Leu, Bär, Leo, Franz, Hans, Sepp, Fritz, Peter, Gustli, Toggeli, Seppli, Bur, Burli, Bueb und merkwürdigerweise Juno.

Für weibliche Tiere: Lumpfer, Jungferli, Jüngferli, Luisa, Fanny, Walli, Lissi, Töbeli, Blüem, Blüemli, Rosa, Rösli, Flora, Struß, Strüß, Strüßli, Feenes (Venus), Höffert, Waldi, Weißhorn, Blicker, Weißrück, Krusli, Stomp, Rolli, Brünet,

¹⁾ Titus Tobler a. a. D., S. 124, 125; und Alfred Tobler, Kühreihen.

²⁾ Bericht über die Viehschau im Kanton Appenzell A. Rh. Herisau 1897.

Wiehs, Breitkopf, Reissi, Freieli, Gross, Klözli, Kurzhals, Braunaug, Meila, Brusli, Brüneli, Meielis, Klöz, Löck, Pocher, Labi (mit seitwärts verwachsenen Hörnern nach unten), Gams, Hirsch, Hirz, Gemisli, Falch, Fisch, Wolf, Müsli, Bär. „Breheli“ heißt eine Kuh, die jeden Hag aufreist; „die Bruu“ = die braune Kuh; „Bruaug“ = Kuh mit braunen Augen; „Chauler“ = schwarze Kuh; „Chrusli“ = Kuh mit krausen Haaren; „de Dicthals“ = Kuh mit kurzem und dickem Hals; „Gäuer“ = eine rote, magere Kuh, gleich denen im Thurgau (Thurgi). Man pflegt von solchen (brennend) mageren Kühen zu sagen, man könnte sie anzünden; „Junfer“ = eine schöne, stolze Kuh¹). Einer gibt einem Pferde den Namen „Pfarrer“, weil er es von einem Pfarrer gekauft hat.

Als Titus Tobler auf den Appenzellerbergen sich von einem Sennnen die Namen der Ziegen sagen ließ, hieß es: „die doo ischt de Landammia, und dischb dei de Stadhaalter, und die händerischt dei wyt omme (oben) de Landwääbl!“ «Tä — wörromm dere Nämme?» „Will d' Gääßä halt au e Regierig haamüend“²). Dieser Brauch besteht dort heute noch. „Brueder“ ist der Name einer Ziege mit einem großen Barte, wie der Brueder (Klausner) trägt. Die „Suniga“, die „Sunigera“ = diejenige Ziege, welche dem auf der Hut befindlichen Hirten seine Nahrung spendet. Er legt sich auf den Boden, milkt und drückt die Milch aus der Ziege sich in den Mund³).

Es kommt dem stets redseligen und von jeher als „gwöndrig“ bekannten Appenzeller nicht darauf an, wo und wann er seine Witze anbringe. Im Vorbeigehen, oder wenn sich ihrer zwei oder mehrere auf der Straße treffen, so werfen sie sich nach dem Gruße oder auch an Stelle desselben nur so schnell einen Schnacken zu. Diese Sitte fiel schon vor hundert Jahren Ebel auf.

¹⁾ Titus Tobler a. a. D. S. 75, 81, 96, 123, 137, 216, 288.

²⁾ Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild von Heim. 1879. S. 47.

³⁾ Titus Tobler a. a. D. S. 81, S. 438.

Auffallend und bekannt ist im Appenzellerlande das viele Grüßen¹⁾. Es hat sich hierin eine vollständige Gruß- und Gegengruß-Praxis oder Conversation ausgebildet, die in früheren Zeiten peinlich genau beobachtet wurde und wobei die kleinsten Verstöße scheel angesehen wurden. Auf den Fremden macht diese zuvorkommende Grüzzerei einen sehr guten, oft auch einen lächerlichen Eindruck. Für die verschiedenen Tageszeiten hat man verschiedene Gruß- und Abschiedsformen, oft von ganz ansehnlicher Länge. Für jede Grußformel gilt vielerorts, daß der Besuchende mit einem „Willkomm!“ früher „Gottwillche!“ begrüßt wurde und noch wird, gleichviel, ob der Besuch erwünscht oder unangenehm sei. Nimmt einer den Gruß nicht ab, „so lieget-me-n-em noi bis z'oberischt ond z'onderischt, was=er e-n Aard sei.“

Umemand grüßen zu lassen, wird gesagt: „Lomm=m=ere grüeže“, oder: „i lös=en guette Tag wöösche,“ womit früher mancher Scherz verbunden wurde. So sagte man z. B.²⁾:

Sie: „I lös=e grüeže dör e Schöppli Wy
I möcht wider e Wyli bi=n=em sy.“

Er: „I lös=si grüeže dör=en Rosmarystengel,
Sy lyd=m'r am Herze wie en Engel.“

Sie: „I lös=e grüeže dör e Stüüdeli Maseroo³⁾
Ond er soll wider e Wyli zuemm=m'r choo.
I lös=e grüeže dör en Zah,
Ond de Bott hei Dreck am Baa.“

Er: „I lös=si grüeže dör en Lääterasprože,
I möcht gad ab=ere sch. . . . ond ch. . . .“

Weder die Heiligkeit der Kirche, noch der Ernst der Schule, des Gerichtes, der Ratsversammlungen und der Kirchhöri, noch die Strenge der militärischen Disziplin legen dem Wiße Zügel an, noch werden die Verhandlungen der Landsgemeinde von

¹⁾ Titus Tobler a. a. D., S. 239.

²⁾ Titus Tobler a. a. D., S. 238, 239.

³⁾ Majoran.

diesem frechen Eindringling verschont. Denn ein guter Wiž kann's dem Appenzeller zu allen Zeiten, an allen Orten und vor wem und über wen es auch sei. Landvogt, Abt, Fürst, Bischof, Kapuziner, Pfarrer, Lehrer, Doktor, Hebamme, Advokat, Schuldentriebbeamter, Zivilstandsbeamter, Landammann, National- und Regierungsrat, Hauptmann, Richter, Gemeinderat, Offizier und Polizeidiener, der liebe Gott, das Kruzifix und die Mutter Helvetia — Frauen und Mädchen, Erwachsene und Unerwachsene, Bekannte und Unbekannte — sie alle müssen herhalten.

Namentlich darf von jeher der Wiž dem Landweibel auf dem Stuhle nicht fehlen, und er verhalf schon manchem zu seiner Stelle.

Als nach Aufzeichnungen aus den Jahren 1828, 1832 und 1837 sich unter andern Mitbewerbern um die Landweibelstelle auch ein kleines Männchen aus dem Hinterlande um jene Stelle bewarb, rief ihm ein Kurzenberger zu: „Du bischt jo vyl z'schwach ond z'chly; möchtischt nüd emool enn Schelm ghäbe!“ «Du Narr! 's geed nüd liuter dere große, wie Du bischt!» rief der Hinterländer sofort dem Kurzenberger zu.

Eine sachliche Anordnung verbietet selbstverständlich die Natur des Stoffes.

Ich fand die Wiže namentlich in den am Schlusse dieser Studie genannten Werken. Anderes kam mir von Freundeshand zu, vieles hörte und sammelte ich beim Volke.

Es geht aus meiner Darlegung hervor, daß es sich bei dieser Sammlung nur um eine lückenhafte Auslese und um einen kulturhistorischen Beitrag zur Kenntnis einer berühmten Volks-Eigentümlichkeit „aus dem lustigen Ländchen der heiteren Jodel und Wiže“¹⁾ handeln kann.

Möge dieser Versuch vielen Freude bereiten, und möge er zu weiteren Sammlungen anspornen.

¹⁾ G. Grünwald und J. Neff, In den Bergen des Appenzellerländchens. Appenzell 1881. S. 1.